um aufs neue über den Rhein zu strömen. Der Gallierschrecken ist von mir endgiltig zerstört, so scheint Cäsar den Römern zuzurufen; der Germanenschrecken, der terror Cimbricus, der bleibt bestehen, hütet Euch vor den Germanen!

Cäsars Nachfolger bereits hat seine Heere über den Rhein marschieren lassen, als sein rechter Erbe.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen über Cäsar als Schriftsteller im Bellum Gallicum.

Cäsars Werk ist ein vortreffliches Lesebuch für den jüngeren Schüler, kraft seiner einfachen, durchsichtigen Sprache, seiner übersichtlichen Darstellung einfacher Ereignisse und Verhältnisse, seiner geschickten Hervorhebung des Wesentlichen.

Wir Aelteren haben versucht, den Schleier ein wenig zu lüften, hinter dem Cäsar das Getriebe seiner Absichten verbirgt. Wir haben erkannt, dass das anscheinend so harmlose Buch eine meisterhafte Tendenzschrift ist, wert sorgfältiger Beachtung für jeden, der Cäsars Wesen und Wirken erkennen will. Sollte es aber jemand für gefährlich halten, der Jugend ein Buch in die Hand zu geben, das die Wahrheit unter Umständen so gewandt zu färben und zu verhüllen versteht, so gebe ich zu bedenken, dass es im Gegenteil das Rechtsbewusstsein des Schülers stärken heisst, wenn der Lehrer vorsichtig hie und da dem sonst verehrten Schriftsteller tadelnd eine Entstellung und Uebertreibung nachweist. Das Vertuschen, aber nicht das Eingestehen solcher Bedenklichkeiten kann schädlich auf den Schüler wirken.

Goethe und die Bibel.

Vortrag vom Oberlehrer **Carl Todt.**

Eine besonders vor einigen Jahren oft gehörte Forderung an die Schule war Konzentration, in dem Sinne einer Zusammenfassung aller Einzelheiten unter grossen gemeinsamen Gesichtspunkten. „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt“ — mit diesen Worten Goethes wurde auch wohl dem Unterricht der höheren Schulen statt eines schlichten Fachbetriebes sein Ziel verheissungsvoll vorgezeichnet, bis man allmählich einsehen lernte, dass das Brückenschlagen, das Faden- und Fädchenspinnen von Fach zu Fach der eigentlichen Aufgabe jedes, auch des Gymnasialunterrichtes, der Aneignung eines festen Wissenskernes und der Schulung der Auffassung und des Denkens am einzelnen Gegenstand, nicht gerade Himmelskräfte zuführte. So soll und wird es denn wohl für unser Werktagsleben bei der alten Wahrheit bleiben, dass die Erfassung des Einzelnen die Voraussetzung für den allmählich sich von selbst ergebenden und immer erweiternden Ueberblick über das Ganze ist. Aber gerade wenn wir das festhalten wollen in der Schule selbst, so begeben wir uns darum nicht des Rechtes, gelegentlich uns selbst und die Schüler darauf hinzuweisen, dass es doch nicht nur Sandkörner sind, die wir hier zusammentragen, sondern dass diese Sandkörner den Geistesbau der Ewigkeiten bilden helfen. —

Drei grosse Kreise der Geistesbildung nun sind es, die das Gymnasium an seine Schüler heranbringt, Kreise, die oft nebeneinander herzulaufen, öfter sich zu berühren und zu schneiden scheinen, Christentum, Hellentum, Deutschtum, nach den Worten Geibels:

Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche,
Ach, und die Kämpfe der Zeit kämpf ich im eignen Gemüt!
Könnt ich in jedem Gefühl sie versöhnen, in jedem Gedanken,
Bildung, Glauben, Natur, wär ich ein seliger Mensch.

Suchen wir aber nach denjenigen Erscheinungen, die für die Schule, und nicht nur für die Schule, Christentum und Deutschtum verkörpern, so ist daran kein Zweifel, dass wir für jenes die Bibel einsetzen können. Doch auch das wollen wir uns rückschauend auf die Gesamtwirkungen dieser Persönlichkeit nicht nehmen lassen, als Vertreter deutschen Geistes Goethe hinzustellen. Hat doch selbst Ernst Moritz Arndt in seinem deutschen Volkstum ihn den deutschesten der Dichter genannt. Zwar, Schiller ist dem jugendlichen Geiste näher, für die Gestaltung seiner Ideale wertvoller als der grosse Bildner des erzogenen und erfahrenen Geistes, aber mit Recht bilden Goethes Hauptwerke den Abschluss der deutschen Lektüre in der Prima. Wenn darum frühere Vorträge an dieser Stelle im Sinne einer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

recht verstandenen Konzentration die Beziehungen dieses deutschen Dichters zum Altertum behandelten, so bitte ich Sie jetzt mir zu folgen bei dem Versuch, die Bedeutung der Bibel für Goethes Entwicklung, den Zusammenhang seiner Dichtung und Denkweise mit den Anschauungen und Gestalten dieses Buches in kurzen Zügen zu zeichnen. Als er in Dichtung und Wahrheit die Summe seines Lebens zog, bekannte er dort: „Der Bibel war ich fast allein meine sittliche Bildung schuldig. Ihre Begebenheiten, Lehren, Symbole und Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“ Und nicht viel später im West-östlichen Divan, da er den Beinamen des Hafis, als des Kenners der alten frommen Schriften, auf sich anwendet, meint er:

Und so gleich ich dir vollkommen,
Der ich unsrer heilgen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher,
Sich des Herren Bildnis drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens. —

Gehen wir jetzt den Spuren dieser Einwirkung im einzelnen nach und fragen wir zunächst: wie ist die Bibel an Goethe herangetreten? zu welchen Zeiten, unter welchen Umständen hat er sich besonders mit ihr beschäftigt? In Dichtung und Wahrheit erzählt er ausführlich, wie er das Bibelbuch habe kennen lernen und in den Tagen der Jugendschranke, da Glaube weit, eng der Gedanke, mit ihm vertraut geworden sei. Die alte Meriansche Ausgabe mit 233 schönen Kupferstichen habe er als kleiner Knabe wiederholt durchblättert, durch die Predigt und durch den Religionsunterricht sei ihm das Neue Testament bekannt, fast trivial geworden, und nicht nur durch den Religionsunterricht. Auf der Frankfurter Stadtbibliothek wird ein Quartband aufbewahrt mit der Ueberschrift von Goethes Hand: „labores iuveniles“, Jugendarbeiten. Darin befindet sich aus dem Januar 1759 ein Heft mit griechischen und lateinischen Exerzitien, „quae a domino Scherbio, praeceptore meo aestimatissimo, dictata et a me versa sunt“, — die von meinem verehrten Lehrer, Herrn Scherbius, diktiert und von mir übersetzt sind. Den Stoff dieser Exerzitien aber bilden meist biblische Erzählungen. Weiter berichtet Goethe vom hebräischen Unterricht bei dem alten Rektor Albrecht; die Stunden seien bald von der eigentlichen Aufgabe abgeschweift, und die angeregten Fragen hätten ihn zu stundenlangem Studium des grossen englischen Bibelwerks in der Bibliothek des Lehrers getrieben. Die Anfänge der einzelnen biblischen Bücher wurden im grossen Umfang auswendig gelernt; die Hauptübung in der Religionsstunde war, dass man auf das behendeste die Bibel aufschlagen lernte, und aus eigenster Erfahrung ist es geschöpft und zugleich bezeichnend für den Wechsel der Zeiten, wenn er in den Anmerkungen zum West-östlichen Divan sagt: „Vor fünfzig Jahren war die Erziehung dahin gerichtet, die sämtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem Uebrigen genugsame Kenntnis.“

Auch im Elternhause selbst war der Ton des Verkehrs biblisch gestimmt. Der strenge, ernste Vater zwar machte nicht viele Worte. Als aber Goethe die erste Reise nach Italien antrat, war es ihm doch natürlich, dem Sohn den Reisesegen aus dem Matthäusevangelium mitzugeben: „Bittet, dass Eure Flucht nicht geschehe im Winter oder am Sabbath!“ Nun aber die Mutter, Frau Aja! Sie lebt und webt in alttestamentarischer Frömmigkeit, im unerschütterlichen Vertrauen auf den Volks- und Familiengott. So ganz frei von jeder Frömmelei, im Bewusstsein sicheren inneren Haltes geneigt die arge, böse Welt fest zu erfassen, eine Frohnatur durch und durch, hält sie es mit dem Sprüchlein: „Wenn man den Teufel muss verschlucken, muss man ihn nur nicht lang begucken.“ Ein bibelfestes Gottvertrauen, mags auch in etwas abergläubischer Weise sich äussern, ist die Lebensluft, in der sie atmet. Und wer wagte es, in kühler Verständigkeit die feine Grenze zwischen Glauben und Aberglauben zu ziehen und diese Frau ob ihres Orakelfragens zu schelten? „„Wir waren früher mit Personen genau verbunden, äussert wieder in den Noten zum West-östlichen Divan Goethe etwas kalt, „die bei der herkömmlichen Orakelfrage zwischen die Blätter irgend eines bedeutenden Buches, der Bibel, des Schatzkästleins, die Nadel versenkten, die dadurch bezeichnete Stelle gläubig beachteten, sich zutraulich Rates erholten und mehrfach in den grössten Nöten Trost und Bestärkung fürs ganze Leben gewannen“. Wärmer spricht er in seinen Briefen davon. Aus wiederholten Erwähnungen darin ersehen wir, wie tief gerade dies Thun seiner Mutter sich ihm eingeprägt hat, wie lebhaft in seiner Erinnerung die von ihr gefundenen Verheissungen nachklingen. Als der Student krank

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1768 aus Leipzig zurückkehrte, da schlug sie in ihrer Herzensangst die Bibel auf und fand die Stelle aus dem Propheten Jeremias: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen in den Bergen Samariae, pflanzen wird man und dazu pfeifen", und immer wiederkommt er in seinen Briefen darauf zurück. Die Greisin selbst aber schreibt noch im Sommer 1808, wenige Monate vor ihrem Tode, an den Sohn: „Ja ja man pflantzt noch Weinberge an den Bergen Samarie. So offte ich was gutses von dir höre werden alle in meinem Hertzen bewahrte Verheissungen lebendig. — Er! hält Glauben ewiglich, Halleluja!" Und nicht nur in seiner Erinnerung klingts nach, auch in seinem Thun lebt die Sitte fort. 1801, als er selbst von schwerer Krankheit genesen, schreibt die Mutter: „Vermuthlich ist Dir aus dem Sinne gekommen was du bey deiner Ankunft in Strassburg — da deine Gesundheit noch schwankend war in dem Büchlein das dir der Rath Moritz als Andencken mitgab, den ersten Tag deines dortseyn drinnen aufschlugs — du schriebst mirs und warst wundersam bewegt — ich weiss es noch wie heute! Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppige deiner Wohnung, spahre sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst aus brechen, zur rechten und zur lincken. Jesaia 54 V. 2 3. Gelobet sey Gott!!!" Als sie dies aber schrieb, da hatte Goethe selbst kurz vorher in den Weissagungen des Bakis eine Art weltliches Stechbüchlein herzustellen versucht, und den Sprüchen im West-östlichen Divan giebt noch der Greis die Bestimmung mit auf den Weg:

Talismane werd ich in dem Werk zerstreuen;
Das bewirkt ein Gleichgewicht;
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

Wie in den Briefen der Frau Aja die biblischen Anspielungen sich drängen, so zielts auch auf sie, wenn Goethe von bekannten Personen spricht, die die Bibel in der Konversation verbrauchten. Unter solchen Eindrücken wuchs der Dichter in Frankfurt heran, und als er 1765 die Heimat verliess, um die Universität Leipzig zu beziehen, da trug er in das Stammbuch der Mutter, das er nach ihrem Tode als ein wertvolles Vermächtnis erhielt,[1]) als Abschiedsgruss die Umdichtung der Einsetzungsworte ein:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinckt,
Auf dass Ihr meiner nicht vergesset,
Auf dass nicht Euer Glaube sinckt,
Bey diesem Wein, bei diesen Brod
Erinnert Euch an meinem Tod.

Wahrlich, nicht wegen ihres dichterischen Wertes verdienen diese Worte Erwähnung, aber als Denkmal des in dem Vaterhause herrschenden Geistes.

In Leipzig drängte vieles verwirrend auf den Jüngling ein. Die biblischen Studien traten wohl zuerst etwas zurück, wenn er auch später von einer höherer Warte bei der Schilderung der Professoren in Dichtung und Wahrheit zwei verschiedene Weisen der Bibelbetrachtung als bezeichnend für den Zeitgeist bespricht. Kämpfe und Enttäuschungen blieben ihm nicht erspart. Der Widerstand gegen den unerträglichen Anspruch der meissnischen Mundart auf Alleingiltigkeit erwuchs zum Teil aus seiner Vertrautheit mit der Bibel. Dem Oberdeutschen sollten in der Stadt Gottscheds, dem alten Sitze der deutschen Sprachgesellschaft, die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt werden. Nun hatte er schon in Frankfurt auf dem Puppentheater, dem letzten Geschenk seiner Grossmutter, das biblische Stück von Goliath und David mit seiner Schwester und seinen Freunden wiederholt aufgeführt, und wie in Leipzig beim Anblick Gottscheds Goliaths Bild vor seine Seele tritt und er den Gewaltigen seinem Frankfurter Freund mit den Versen schildert:

Gottsched, ein Mann so gross, als wär er vom alten Geschlechte
Jenes, der zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund herabkam,

so wurden dort auch Erinnerungen an Davids Geschichte in ihm lebendig, als sein lebhafter Geist im Hörsaal manche Herabstimmung hochgespannter Erwartungen erfuhr. Denn wahrscheinlich sind es Leipziger Erlebnisse, die er nicht so sehr viel später mit der Erzählung des Alten Testaments von der Aufsuchung des Knaben Isais durch Samuel verglich:

Ach ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne mass,
Da fragt ich: Aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Verse, die bekanntlich später K. Gerock seinem

[1]) Goethe-Jahrbuch XII, S. 175.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schönen Gedicht über die Unzulänglichkeit auch der reichsten und vielseitigsten rein menschlichen Bildung vorsetzte. Auch Goethe sollte bald seinen David finden. Hatte er einst Behrisch, den älteren Freund, seinen Jonathan genannt, unter dem Zuspruch von dessen Nachfolger, dem Theologen Langer, erwachte auf dem Krankenbett wieder ein lebhafter Sinn und eine innigere Beschäftigung mit den biblischen Büchern, die sich in Frankfurt und Strassburg fortsetzte und vertiefte. Dort war Fräulein von Klettenberg seine Führerin auf dem Pfade biblischer Studien, hier Herder sein rauher aber heilsamer Anreger. Der Freundin Zinzendorfs und seiner Mutter, die leidend unter ihres Gottes Flügel so sicher ruhte, und ihrer Einwirkung auf ihn in dieser Zeit des Missbehagens hat Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele unter Benutzung ihres Nachlasses ein Denkmal gesetzt, zu einer Zeit, als seine eigene Entwickelung längst andere Wege eingeschlagen. Da lässt er sie schreiben: „Man drang darauf, dass die Bibel fleissig gelesen wurde, ich liess mich nicht dazu treiben“ und etwas später mit Heranziehung des auch sonst öfter von ihm gebrauchten Bibelwortes aus den Sprüchen Salomonis: „Ich wusste die goldenen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obste heraus zu finden.“ Von ihr selbst sind uns aber die damals gewiss auch Goethe bekannt gewordenen Verse über die Bibel erhalten:

Zuschrift aus der Ewigkeit,
Buch von sehr gelehrten Händen,
Du kannst alle Not der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geist entzückt,
Den ich jetzo noch nicht sehe,
Hat aus der gestirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeschickt.

In Strassburg war es dann Herder, der ihm die Bibel in ganz neuem Lichte zeigte.

„Ein edler Mann, begierig, zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn erspriesst,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fliesst;
Die ältesten, die neuesten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.“

Mit diesen Worten hat er 1818, lange nach dem Tode Herders, das Wesen dieses grossen Bahnbrechers gekennzeichnet. Er, dem die Stimmen der Völker harmonisch zusammen klangen zum Gesange der Menschheit, zum grossen Liede der Humanität, lebte schon damals ganz in den Anschauungen, denen er etwas später in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes und in den Gesprächen vom Geiste der hebräischen Poesie schriftstellerischen Ausdruck gab. Die biblischen Bücher suchte er dadurch zu verstehen, dass er sich nachfühlend in den Geist der alten Zeiten und der alten frommen Dichter und Denker versetzte. Dieselben Anschauungen nun traten auch machtvoll wirkend an Goethe heran. Sie veranlassten ihn nicht nur zum Sammeln deutscher Volkslieder, sie haben ihn auch hineingetrieben in eine Jahre und Jahrzente nachwirkende Beschäftigung mit der hebräischen Dichtung und den Büchern Mosis. Sanft war die Art des Meisters nicht gegenüber dem spechtischen Wesen des begeisterten Schülers. Mit seiner Paulusgabe, sagt Goethe, habe er ihn oft angeblitzt. Aber ihm dankte er es vor allen andern, wenn er jetzt aus Homer wusste, was στῆθος und παραπίδες, Gefühl und Begeisterung, heisse, wenn er sich mit einem biblischen Ausdruck als ein θεοδίδακτος, ein von Gott selbst gelehrter, fühlte und wenn er griechische Gestalten und christliche Gedanken in eigentümlicher Weise verbindend daran dachte, in der Persönlichkeit des Socrates die ἐξουσία des μετανοεῖτε, die verkörperte Kraft darzustellen der Worte: „Thut Busse,“ d. h.: Aendert Euern Sinn.“ Herderschen Geist atmen auch zwei eigentümliche Schriften aus der nächsten Folgezeit, die den Dichter als Bibelforscher zeigen: der Brief eines Pastors an einen Amtsbruder, mit seinem Widerspruch gegen Leute, die alles, was in der Bibel steht, in ein System zerren wollen, und zwo wichtige Biblische Fragen, zum ersten mal gründlich beantwortet. Es ist die alttestamentliche Frage über den Inhalt der Bundestafeln und die neutestamentliche über das Wesen des Zungenredens. Der neue Amtsbruder, an den der erste Brief gerichtet ist, wird da folgendermassen gezeichnet: „Ihr seid ein Feind von Kontroversen; Ich weiss nicht, obs Eurem Verstand oder Herzen mehr Ehre macht, dass Ihr so jung und so friedfertig seid, ohne deswegen schwach zu sein.“ Da haben Sie Herdern. Den befähigte gerade seine individualisierende Betrachtung der Bibel, zwischen und damit über den Parteien zu stehen. Aber auch äusserlich liegt in dem Schreiben eine Beziehung auf den Strassburger Freund vor. Herder hatte kurz vorher seine Predigerstelle in Bückeburg angetreten, von der ihn dann Goethe als Generalsuperintendenten nach Weimar holen sollte. Seinen Einzug aber dort verglich er in einem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Begrüssungsgedicht etwas keck mit dem Einzug Jesu in Jerusalem.

Goethes Lehrjahre im eigentlichen Sinn sind jetzt vorüber, und damit treten auch die bestimmten Aussagen über seine Beschäftigung mit der Bibel mehr zurück. Aber eh ich zu den Zeugnissen für die Nachwirkung dieser Bibelstudien in seinen Dichtungen übergehe, möchte ich im raschen Ueberblick über sein ferneres Leben doch noch einige Stellen, besonders Augenblicks-Aeusserungen aus Briefen, Gesprächen und Tagebüchern hervorheben. Sie werden zeigen, dass er auch in späteren Jahren nicht nur anerkennend, ja begeistert über die Bibel urteilt, sondern dass er auch weiter in direkter Berührung mit ihr bleibt, dass er aus diesem Werk durch immer wiederholtes neues Schöpfen Anregung zu holen sucht.

Er ist nach Weimar gekommen, der Stadt, die durch ihn vor allen anderen berühmt werden sollte, so dass er schon 1782, auch wieder im biblischen Gleichnis, sagen mochte:

O Weimar! Dir fiel ein besonder Loos,
Wie Bethlehem in Juda, klein und gross!

In neue Kreise ist er eingetreten; neue dauernde Aufgaben treten an ihn heran. Am 7. November 1776, dem Jahrestag seiner Ankunft, trägt er in sein Tagebuch das Psalmwort ein: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst!“ Und: „Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jetzt wie Jesus zu sagen: das ist meine Mutter, das sind meine Geschwister“, schreibt er nach Hause im Vollgefühl der neuen beseligenden Wirksamkeit. Denn es ist schon so: aus den Tagen und Monaten überschäumender, ja scheinbar verschäumender Jugendlust wächst ihm immer deutlicher die Aufgabe heraus, den fürstlichen Freund und, nicht zum wenigsten auch darum, sich selbst zu erziehen, dass er fähig, sich viel zu versagen, gerade dadurch befähigt werde, andere wohl zu leiten. Täglich freilich muss er darum kämpfen, aber darin besteht gerade der Wert des Lebens und der Lebenswahrheiten. Er wollte noch später, dass man ihm das Hiobswort „Kämpfer“ auf den Grabstein setze, und die Worte aus dem Timotheusbrief: „So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht“ dichtete er in den Spruch um:

Gleich ist alles versöhnt;
Wer redlich ficht, wird gekrönt.

1780 aber, mitten in diesen Jahren der Gährung, schreibt er sie in der alten lateinischen Form in sein Tagebuch:

Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante
Niemand trägt die Krone davon, er kämpfe
denn vorher.

Sie kennen das Gedicht „Ilmenau“, in dem wie in keinem andern aus einem nächtlichen Jagdbilde die hohen, dem Dichter allein bewussten und sicher von ihm ins Auge gefassten Ziele dieser Zeit des Sturmes und Dranges hervorleuchten. Stellt er hier dem Herzog mit dem biblischen Gleichnis vom Saemann seinen Beruf vor Augen, „klug und reich, mit männlich steter Hand, den Segen auszustreuen auf ein geackert Land“, — er war selbst solch Saemann schon längere Zeit, und sein Acker war das Herz des Fürsten. Als er 1775 im Harz weilt und vom Prediger des Dorfes einen Homer erbitten will, da schlägt er in der Wirtsstube auch den Propheten Jesaias auf. Eben der hatte ihn einst in Strassburg getröstet; seiner Sprache entlehnte er zwei Jahre später, wieder auf einer Winterreise im Harz, das Wort vom verachteten Verächter, und noch 1830 wollte er ihn als Fürsten und Propheten zugleich in einen von ihm ausgewählten Kreis von zwölf Christus umgebenden biblischen Gestalten aufnehmen. Damals aber schreibt er einen langen Abschnitt aus dem Propheten, den er gerade gelesen, für den fürstlichen Freund und Zögling aus. Wenn er dann auch manchmal an dem Erfolge dieser Zucht an andern und der Selbstzucht verzweifeln will und gern mit Salomo ausruft: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben“, bei allem Kampf dieser Jahre ist der Grundton seiner Stimmung doch hoffnungsfrohe, stille Ergebung. Was Iphigenie von Pylades rühmt in dem Stück, dessen erster Entwurf in diese Zeit fällt: „Seine Seele ist stille“, das begegnet uns damals wiederholt als seiner Weisheit letzter Schluss. Karoline Herder nennt den Jesaiasspruch: „Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen“ geradezu in jenen Jahren sein Motto. So kann er denn auch in seinem Tagebuch oder in Briefen an Frau von Stein Christi Wort in der Uebersetzung der Vulgata anführen: „Fiat voluntas“ — Dein Wille geschehe! — und das Gedicht „Ilmenau“ ausklingen lassen in das Gleichnis Jesu aus dem Markusevangelium:

Dann lass es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

Dem zehnjährigen Aufenthalt in Weimar folgt die Reise nach Italien. Wie er hier auf der Ueberfahrt nach Neapel beim Sturm die verzagten Reisegenossen auf das Bild Jesu hinweist, dem Wind und Meer gehorsam sind, ist auch weiteren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kreisen aus deutschen Lesebüchern bekannt. Aber auch die seltener gelesenen Briefe bieten eine Fülle biblischer Beziehungen. In ihnen nennt er z. B., um nur einzelne herauszugreifen, Italien sein Gosen, sein Ophir, wo er die Schiffe reich belädt. Das verstehen wir ohne weiteres; aber wenn in Bologna beim Anblick der heiligen Cäcilie Raffael ihm erscheint wie Melchisedek, so dürfte, glaube ich, selbst mancher Theologe jetzt dieser Anspielung und Goethes Bibelkenntnis gegenüber die Wahrheit seines Verses erfahren:

Denn bei den alten lieben Toten,
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dolmetsch wirds auch nicht gehn.

Erst der gelehrte Herausgeber muss uns sagen, dass hier eine Hindeutung auf den Hebräerbrief vorliegt. Dort wird nämlich von dem vater- und mutterlosen, das heisst göttlichen Ursprung Melchisedeks geredet. Beim Anschauen nun solcher gottentstammter Schöpfungen der bildenden Kunst möchte er mit Simeon ausrufen: „Herr nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren“, aber er weiss, dass er im trüben Norden Verpflichtungen einzulösen hat, und mit den Worten Davids: „Herr, hier bin ich, mach aus deinem Knecht, was du willst, ich will gehen und kommen, niedersitzen und aufstehen“ stellt er sich seinem Herzog zur Verfügung, auf dessen Verhältnis zu ihm er schon beim Beginn der Reise die Worte angewendet hat: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ An Knebel aber schreibt er von der letzten italienischen Stadt, er wolle wie Agag[1]) des Todes Bitterkeit vertreiben, als dieser frohen Auges und festen Herzens den letzten Gang zu Samuel antrat.

Der Rompilger ist nach Weimar zurückgekehrt, hat den Lebensbund mit Schiller geschlossen. An diesen berichtet er 1797 von eifrigen Studien des ganzen Alten Testaments und der Eichhornschen Einleitung dazu, wobei ihm die wunderbarsten Lichter aufgingen. In seinen Tages- und Jahresheften aber bemerkt er, er habe die biblischen Stoffe in der Absicht, poetische Gegenstände zu finden, wieder aufgenommen. Dieser nächste dichterische Zweck ging zwar nicht ganz verloren, denn das Jahr 1797 schenkte uns Hermann und Dorothea. Wir glauben auch in diesem Gedicht des letzten der Homeriden einen Nachhall der gleichzeitigen biblischen Studien zu spüren, wenn der Pfarrer, der wie Goethe selbst „war vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen, die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung“, — wenn dieser Pfarrer den Richter begrüsst:

Ja, Ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet;
Denk ich doch eben, ich rede mit Josua oder Moses,

und dann der greise Führer seinerseits den Vergleich aufnimmt:

O wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stunde erschien im feurigen Busche
Gott der Herr, — auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Eine wissenschaftliche Abhandlung biblischen Inhaltes dagegen war der eigentliche Ertrag jener Beschäftigung unter dem mächtigen Eindruck der Homerischen Prolegomena von F. A. Wolf, eine Anwendung ihrer Methode nämlich auf das zweite Buch Mosis und damit eine Wiederaufnahme der früheren theologischen Arbeiten. Den damals entstandenen Aufsatz über Israels Wüstenzug nahm er später unverändert in den West-östlichen Divan mit den Worten auf: „Mag ihm an dieser Stelle ein Platz gegönnt sein! Denn wie alle unsere Wandrungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlasst worden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.“ Darum konnte er den Divan mit den Versen einleiten:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte Du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten!

und diese Patriarchenluft erfüllt gerade damals auch seine Lebensbeschreibung, in der ihm die Geschichte der Erzväter zum ewigen Urbild aller menschlichen Gemeinschaftsverhältnisse wird.

1818 wieder in Kunst und Altertum beschreibt er Leonardo da Vincis Abendmahl und giebt dabei auf Grund einer sorgfältig abwägenden Prüfung der Berichte bei Matthäus und Johannes eine erschöpfende Darstellung dieses Vorgangs. Und wenn er zuletzt, elf Tage vor seinem Tode, nachdem Eckermann eine englische Bibel gekauft, über die Luthersche Uebersetzung und ihren unvergänglichen Wert, über biblische Bücher und ihre wahre Echtheit, die sich an der Fruchtbarkeit erweist, über die Evangelien, in denen der

[1]) vergl. I. Samuelis, Kap 15, Vs. 32.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abglanz einer Hoheit wirksam sei, so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen, über die fortschreitende geistige Kultur, die nie über die im Neuen Testament schimmernde Hoheit des Christentums herauskommen werde, — wenn er über all das unter Berufung auf das Pauluswort: „Den Geist dämpfet nicht“ so innerlich fromm und äusserlich frei, dabei doch wieder so milde verständnisvoll über andere vielleicht tiefere, aber geschichtlich notwendige Standpunkte urteilt, sollen wir da glauben, dass dies nur ein Reden über die Bibel, nicht ein Reden aus der Bibel heraus ist? Wer Goethe kannte und seine Abneigung gegen jedes schellenlaute Wesen, wer die innere Wahrhaftigkeit seiner Forderung sich vorhielt: „Stets geforscht und stets gegründet, nie geschlossen, oft geründet“, wäre auch früher über die Bejahung dieser Frage nicht im Zweifel gewesen, jetzt vermögen wir die Antwort auch mit äusseren Urkunden zu belegen. Denn in dem endlich erschlossnen Nachlass des Dichters hat sich auch eine buchförmige Papphülse gefunden mit der Aufschrift: „Gedankenspäne“. Sie enthält in fünfzehn kleineren Gebinden Sammlungen von Einfällen und Lesefrüchten, sorgsam z. T. auf Besuchskarten geschrieben. Solche Einzelheiten zu sammeln war sein alter Brauch. „So brennt es besser“, sagte er wohl, und des Lebens ernstem Führen, seinem auch im Kleinen pünktlichen Wesen entsprach es ganz, beim Beginn des Jahres diese Sächelchen zu ordnen, wie wir aus den Tagebüchern ersehen. Das erste jener Gebinde nun enthält nur Aussprüche und Beobachtungen, die ihm beim Lesen der Bibel merkenswert erschienen[1]).

Gehen wir jetzt nach dem Ueberblick über Goethes Leben von den meist direkten Zeugnissen seiner Beschäftigung mit jenem Buch zu seinen litterarischen Werken über und fragen wir zunächst, welche Einwirkung der Bibel auf seine Sprache stattfand. Wir hatten schon bisher reichlich Gelegenheit, die Vorliebe des Dichters für biblische Wendungen kennen zu lernen. Sie war es ja gerade, die den jungen Studenten in Gegensatz brachte zu den Leipzigern. Es handelt sich dabei nicht nur um dasjenige Sprachgut, das seit der Reformation in den allgemeinen Gebrauch der Deutschen übergegangen ist und dabei das Gepräge seines biblischen Ursprungs für unser Bewusstsein vollkommen verloren hat. Victor Hehn sagt in einem schönen, leider nur zu kurzen Aufsatz über Goethe und die Sprache der Bibel:[2]) „Seit Luther wurde unsere Sprache eine andere. Allmählich fühlten und unterschieden die Menschen nicht mehr, was in ihrer Rede eingeboren und was fremd war; wer in biblischen Wendungen sich ausdrückte, sprach ein echtes, natürliches, von den Vätern ererbtes Deutsch.“ Als Beweis führt er dann nur beispielshalber eine ganze Seite lang eine Reihe von umlaufenden Sprachformeln an, bei deren Gebrauch niemand mehr an die biblische Quelle denkt. Aber in erhöhtem Masse findet sich bei Goethe, zumal in den Jugendwerken und in Dichtung und Wahrheit, eine nachbildende Anlehnung an die Sprache der Bibel. Seine Ausdrucksweise ist durchsetzt von Bestandteilen der Psalmen- und Prophetensprache in der Zeit der Hymnen, da die Saiten seines Psalters mit den Morgenstrahlen streiten, da er den Kleidsaum des uralten, ewigen Vaters küsst, der die Himmel zusammenrollt wie einen Teppich. Wenn wir ferner in Hermann und Dorothea lesen:

Es gab ihm ihr Anblick
Mut und Kraft, er sprach zu seiner Verwunderten also;

so hat schon Hehn, der sonst nicht auf grammatische Eigentümlichkeiten eingeht, bemerkt, dass die ungewöhnliche Verwendung des Particips ihr biblisches Muster hat. Ich füge ein paar andere Beispiele hinzu. „Ein Wasserstrom, der abestürzt“ — den Vers lesen wir in Faust, von Luther aber rührt das Wort her: „Wenn ich an die Bibel klopf, fällt ein schöner Apfel hrabe“, und im Römerbrief lautete es früher: „Denn wo die vom Gesetz Erben sind, ist der Glaube abe“. Der Ausdruck „Schwieger“, — der intransitive Gebrauch: „er verleidete mir, sie sahen wie aus einer anderen Nation,“ — die Verbindung von gegen mit dem Dativ, die schon im vorigen Jahrhundert Adelung sprachmeisternd belächelte, — die Vorliebe für die kurzen Hauptwörter: die Schöne, Reine, Schnelle, — das Adverb auf lich: emsiglich, einfältiglich — der Genitiv bei herrschen und gebrauchen, der Dativ bei rufen — das Bindewort beide und — die adverbielle Verwendung des Wörtchens es, die sonst nur in wenigen festen Formeln, z. B. es kein Hehl haben, die Sprache bewahrt, während Goethe auch bildet: „Sie haben es Ursache“ — alle diese, wenn auch nur vereinzelten Besonderheiten der Goetheschen Rede

[1]) vgl. Goethe-Jahrbuch XV, 1894, S. 14.
[2]) vgl. ebenda VIII oder Gedanken über Goethe, S. 390.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

finden ihr Vorbild in der Bibelsprache Luthers. Denken wir nur an die Wendungen: „Es siehet, als wolle er neue Götter verkünden, — Was hat der Tempel Gottes für eine Gleiche mit den Götzen, — Wir haben solcher Macht nicht gebraucht, — Ich bin ein Schuldner beide, der Juden und Griechen, — Sie hatten es ihren Spott.“ In Dichtung und Wahrheit heisst es ferner: „er wohnte über die Strasse, ich bin nach Hause,“ und diese lebendig anschauliche Zusammenziehung zweier Sätze erinnert uns an Luthers Uebersetzung: Der Jünger ist nicht über seinen Meister, — Ich sollte sein ein Diener Christi unter die Heiden, — Was ist das unter so viele!“ Demselben Zweck dient die Häufung der Verneinungen, hervorgegangen aus einem starken Gefühl für den Hauptsinn des ganzen Gedankens, das sich nicht beugen mag unter die Gesetze der Logik und Grammatik. „Das Wort Gottes ist schärfer denn kein zweischneidig Schwert“ ist uns aus dem Neuen Testament bekannt und ebenso: „Er verbot ihnen, dass sie es Niemand sagten“, bei Goethe aber lesen wir: „Es ging besser als wir nicht dachten, — Was hindert mich, das sich sie nicht ergreife!“ Während nun alle diese Wendungen immerhin nicht allzuhäufig sind, liebt der Dichter die Fortführung eines anknüpfenden Nebensatzes durch einen hinweisenden Hauptsatz in dem Masse, dass man sie geradezu als ein Merkmal seines Stiles anführt. Auch hier wieder sind die Beispiele aus Luthers Bibel unzählig; eins genüge: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reissende Wölfe“. „Sorglose Verbindungen der Art“, sagt Hehn, „sind dem lateinischen Stile, wie er in den Büchern der akademischen Magister und sogenannten Weltweisen herrschte, gerade entgegengesetzt und erhöhen nur den Reiz dieser lebendigen, kindlichen, nachlässigen, übermütigen, den Verstand geflissentlich neckenden und beschämenden Goetheschen Poesie und Prosa.

Aber nicht nur herübergenommen hat der Dichter manches aus der Sprache der Lutherschen Bibel, noch als Mann treu der Regel, die der Jüngling einst für die Sprachbehandlung aufgestellt:

Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fliesst, Gottheit, von Dir aus!

Auch umgeprägt und neugeprägt hat der Sprachgewaltige biblisches Gut. Der berühmte Spruch, auf dessen Eindeutschung Luther im Sendbrief vom Dolmetschen hinwies, gestaltet sich ihm zu dem Verse:

Ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht.

Das Sprichwort aus Jesus Sirach: „Wer Pech angreift, besudelt sich“ formt er um: „Wer Pech knetet, klebt seine eigenen Hände zusammen“, und seine Abneigung gegen das Speculieren, das irrlichterierende Fragen nach dem Wie und Warum, kleidet er in den Satz: „Lass die Philosophen die Philosophen begraben“.

Was von den Wendungen, gilt auch vom Einzelwort. Dem Psalmvers: „Bis dass ich lege die Feinde zum Schemel deiner Füsse“ bildet er ein Hauptwort nach:

Das ist mein Zorn, so möcht ich ihn behandeln,
Das stolze Haupt in Schemeltritt verwandeln.

Aus der Erzählung vom Verhalten des Apostels Thomas schöpft er das kecke Zeitwort „thomaseln“. Ein oft z. B. auf Platen von ihm angewandter Ausspruch war der des Paulus: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“, im Faust aber finden wir das neugebildete Eigenschaftswort „schellenlaut“, und da will es mir schwer in den Sinn, dass dem Dichter bei dieser treffenden Kennzeichnung eines seelenlosen Wortkräuslers nicht jene Stelle, sondern die Gestalt eines schellenbehangenen Narren vorgeschwebt habe. Als der erste Band seiner Lebensbeschreibung erschien, dessen Sprache ein neuer Goetheforscher klassisch nennt wegen des völligen Zusammenklangs von Ausdruck und Sache, da erregte sein Stil unverhohlenes Erstaunen. In Gotha suchte man umsonst den Herzog von der Vortrefflichkeit der sprachlichen Darstellung zu überzeugen, der Cäsar nach dem Herzen der Grammatici blieb dabei, das Buch sei so schlecht geschrieben wie keins seit seinem Regierungsantritt, und viele urteilten ähnlich. Einer aber, der tiefer in den Geist der Sprache eingedrungen war und mehr von der Geschichte der deutschen Sprache verstand, rief aus: „Wer anno 2000 will gelesen werden, muss schreiben, wie man anno 1500 schrieb. Und wie ist das? Sehet Martin Luther und seinen Knecht Goethe!“[1])

Die Sprache aber, so wichtig sie sein mag, ist eben doch nur die Scheide, in der das Messer

[1]) vgl. Einleitung zu Dichtung und Wahrheit. Hempelsche Ausg. XXIII, S. XXXVII.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

des Geistes steckt, nach dem berühmten Ausspruch Luthers, den als treffendes Merkwort Goethe einst Riemer aufschreiben liess.[1]) So untersuchen wir denn weiter und etwas genauer die sachlichen Zusammenhänge von Goethes Dichtung und der Bibel. „Die Personen des Alten und Neuen Testaments", heisst es in Dichtung und Wahrheit, „hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben sowie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte". Unter dem Einfluss von Klopstocks Messias entstand daher noch in Frankfurt ein prosaisch-episches Gedicht „Joseph", das ein im Hause lebender Verwandter zusammen mit den poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Christi zierlich abschrieb. Aus Leipzig hören wir dann von dramatischen Entwürfen, wie „Belsazar", „der Thronfolger Pharaos", „Isabel", „Ruth". „Der Thronfolger Pharaos", schreibt der Student an seine Schwester Cornelie, „hat viel tragisches und die Erschlagung der Erstgeburt in Egypten durch den Engel ist sein Süjet." Alle diese Stücke sind verloren; sie haben, wie er sich äussert, ihre Jugendsünden nicht anders als im Feuer büssen können. Nur vom Belsazar, der den z. B. durch Heines Ballade bekannten Stoff aus dem fünften Kapitel des Daniel behandelte und bis zum fünften Akt gediehen war, ist uns ein Bruchstück erhalten. Daraus ersehen wir, dass Goethe beabsichtigte, mit der äusseren Gefahr die innere einer Verschwörung zusammenwirken und dem Belagerungsheer des Cyrus durch Meuterer die Thore Babylons öffnen zu lassen, denn es heisst da:

Den König und den Hof mag erst der Wein erfüllen,
Dann wollen wir den Durst in seinem Blute stillen.
Wenn erst die Mitternacht um den Tyrannen liegt
Und seinen müden Geist in süsse Träume wiegt,
Ja, dann soll unser Schwert im Finstern gehn und schlagen
Und durch die Finsternis den Tod zum König tragen.
Dann soll das Thor der Stadt dem Cyrus offen stehn,
Und du durch unsere Faust zu Babels Throne gehn.

Damit ist auch die Reihe der rein biblischen Stücke geschlossen, aber lange noch nicht die der biblischen Stoffe in seinen Dichtungen. 1774 gab er das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen heraus, in das er unter Beziehung auf Racines Esther, die steifen Regeln der französischen Aftermuse, „des falschen Anstands prunkende Geberden", verspottend, später Zwiegespräche in Alexandrinern zwischen Esther und Mordochai, Haman und Ahasverus einlegte. In dieselbe Zeit fällt die Berührung mit Lavater, dem glaubensstarken Pfarrer von Zürich. Die Rheinreise zu Jacobi, die Goethe in seiner und Basedows Begleitung unternahm und in ihren Geist- und Feuerschritten mit dem Gang nach Emmaus verglich, ist bekannt, weniger bekannt, dass der junge Schriftsteller damals des älteren Freundes Predigten über das Buch Jonas in den Frankfurter gelehrten Anzeigen beurteilte und dabei durch den Wust wunderlicher Einzelerklärung hindurch mit Scharfblick den Kerngedanken dieses Buches erfasste, eines in eigentümlicher Einkleidung echt religiösen Protestes gegen den Geist des jüdischen Vorurteils, der das Buch Esther erfüllt. Und es blieb nicht beim Urteilen. Wie er damals zu den physiognomischen Fragmenten eine begeisterte Darstellung des Homerkopfes und tief dringende Schilderung des Homerischen Geistes beisteuerte, so wollte er auch in Lavaters biblische Dichtung „Abraham und Isaak", wie er es ausdrückte, einen Würzruch dämpfen hie und da seines Fässleins und schuf die Opferscene.

Noch zweier eigenartiger Werke dieser Jahre haben wir zu gedenken, die auch auf die Bibel sich stützen. Von Salomo, dem Vertreter hebräischer Lehrdichtung, hatte Goethe sonst auch wohl manches hergenommen. Seine Sprüche: „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben, — Zum Laufen hilft nicht schnelle sein, — Es hat alles seine Zeit" führte er gern an; seinen Satz: „Alles ist eitel", den er in Dichtung und Wahrheit fast leidenschaftlich als einen falschen und gotteslästerlichen bekämpfte, wählte er in der lateinischen Form „Vanitas! vanitatum vanitas!" zur Ueberschrift eines übermütigen Gedichtes, und sein kühnes Wort von der wahren Wohlthätigkeit und ihrer ewigen Unschuld: „Wirf dein Brot aufs Wasser, so wirst du es finden nach langer Zeit" bildete er später nach in dem Verse:

Was willst Du untersuchen,
Wohin die Milde fliesst?
Ins Wasser wirf Deine Kuchen!
Wer weiss, wer sie geniesst!

Von der Weisheit dieses Königs nun heisst es in der Bibel, er habe geredet von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, das heisst: das Kleinste und Grösste in der Natur sei dem Dichter zum Sinnbild geistiger Wahr-

[1]) vergl. Hempelsche Ausgabe XIX, S. 15.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

heiten geworden. Dieser Ausdruck aber veranlasste Goethe unter der Ueberschrift: „Salomos, Königs von Israel und Juda, güldne Worte von der Ceder bis zum Ysop“ siebzehn prosaische Parabeln zu dichten. Lassen Sie mich zwei daraus vorlesen! Was er später ausspricht in berechtigtem Stolz und doch demütigem Abhängigkeitsgefühl von dem, der alles gegeben hat und wiederfordert:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch es zur Rechten und Linken,
Weiss nicht was draus kommt;
Wenns nicht mehr frommt,
Wird er schon winken,

das fasst er hier in das Gleichnis: „Eine Ceder wuchs auf zwischen Tannen; sie teilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: „Ist das der Dank, dass Du Dich nun überhebest, Dich, die Du so klein warst, Dich, die wir genährt haben?“ Und die Ceder sprach: „Rechtet mit dem, der mich wachsen hiess.““ — Und was von der Unwandelbarkeit des allein Gewaltigen, in dem alles Drängen, alles Ringen ewige Ruhe ist, die Engel im Eingang des Faust singen, nur dass ihr Aug auf Aeonen schaut, das glauben wir hier im Rahmen menschlicher Erfahrung zu hören, wenn wir lesen: „Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber in Thal herab, und Sträucher und Sprössling und Gräser und Eichen. Ein Prophete rief zuschauend vom Fels: „Alles ist gleich vor dem Herrn““.

Auch als Uebersetzer der Bibel trat Goethe in dieser Zeit hervor. 1774 hatte er noch Carl Friedrich Bahrdts neueste Offenbarungen Gottes aufs ingrimmigste verspottet. Der hatte es gewagt, Luthers: „Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden“ zu verschlimmbessern durch die Worte: „Wohl denen, welche die süssen Melancholien der Tugend den rauschenden Freuden des Lasters vorziehen; sie sollen reichlich dafür entschädigt werden“, und der Schüler Herders stellte ihn an den Pranger, indem er den gefühlvoll platten und fingerfertigen Aufklärer bei einer Tasse Kaffee seine Grundsätze über die Ummünzung der Evangeliensprache entwickeln liess:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt ich, wenn ich Christus wär.

Ein Jahr später aber schreibt er selbst, dass er das Hohelied Salomonis übersetzt habe, „welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott der Herr erschaffen hat“. Erst seit 1879 sind uns alle 31 Lieder bekannt, in die er das biblische Gedicht teilte. Er legte dabei die Luthersche Uebersetzung zu Grunde, strich meist überflüssige Wiederholungen und verbesserte nur hier und da einzelne Ausdrücke, indem er zum Beispiel „mein Innerstes erzitterte davor“ durch sein wuchtiges „mich überliefs“ ersetzte. Das letzte Lied lautet in seiner Uebertragung: „Sezze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn starck wie der Todt ist die Liebe. Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Glut Feuer Glut, eine fressende Flamme. Viel Wasser können die Liebe nicht löschen, Ströme sie nicht ersäufen. Böt einer all sein Haab und Gut um Liebe, man spottete nur sein.“ Die Gestalten des Liedes der Lieder liessen den Dichter dann nicht mehr los, wenn auch der Spürsinn der Gelehrten in der Aufstöberung von Beziehungen zu weit geht. Eine, die erst jüngst bekannt wurde, will ich erwähnen.[1]) Zum Jubelfeste der Reformation wollte Goethe eine Kantate dichten, indem er mit Begeisterung auf eine Anregung Zelters einging. Der Director der Berliner Singakademie sollte sie komponieren und, wie der Freund ihm riet, sich in Luthers Schriften umsehen, vor allem die ganz unschätzbare Vorrede zum Psalter lesen um sich von dem rechten Geiste durchdringen zu lassen. Er selber aber berichtet von seinen Plänen: „Luther erblickt in dem Alten und Neuen Testament das Symbol des grossen sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigner Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und zwar durch den ausschliesslichen Glauben an den allverkündigten und allbewirkenden Messias. Diese Conceptionen in einem singbaren Gedichte auszusprechen, würde ich mit dem Donner auf Sinai, mit dem Du sollst! beginnen, mit Christi Auferstehung aber und dem Du wirst! schliessen.“ Ein Sinnbild nun dieser freien Hingabe des Herzens an Gottes guten und gnädigen Willen ist dem nicht nur protestierenden Dichter die Hirtin Sulamith aus dem Hohen Liede. Sie lässt er in einem erhaltnen Verse des Entwurfes jubeln:

Wenn mich auch die Wächter schlügen,
Da dem Liebsten forsche nach,
Einzig ist mir das Vergnügen
Seiner Liebe, Nacht und Tag.

[1]) vergl. Goethe-Jahrbuch XVI, 1895, S. 8.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So sehen wir denn den Dichter auf den Bahnen der alten Kirche, wenn sie diese Sammlung von Liebesliedern auf das Verhältnis Gottes zum jüdischen Volke, Christi zur Gemeinde bezog. Etwas anderes freilich ist das nachschaffende Empfinden des Poeten, etwas anderes das kleinmeisternde Aus- und Unterlegen gelehrter Rabbinen und Theologen.

Noch ein grösseres Motiv habe ich wenigstens kurz zu streifen. Der zweite Prolog des Faust stützt sich auf die Einleitung des Buches Hiob. Auch da erscheint Satanas mit den Engeln vor Jehovah und empfängt von ihm seine Weisungen. Wie Gott den Verleumder hier fragt: „Hast du nicht acht auf meinen Knecht Hiob gehabt"? so ertönt dort aus göttlichem Munde an den Geist, der stets verneint, die Frage: „Kennst du den Faust, meinen Knecht"? Auch den Namen des Mephistopheles haben einzelne aus biblischen, allerdings sehr weit zurückliegenden Quellen, den alttestamentlichen Namen „Mephiboseth" und „Ahitophel", herleiten wollen. Das mag auf sich beruhen; aber wenn dieser Mephistopheles, der Stellung entsprechend, die auch der Hiobdichter dem Satan anweist, seine, des Bösen Bedeutung überhaupt im göttlichen Weltenregiment mit den seiner selbst spottenden Versen beschreibt:

Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft,

wer dächte da nicht an die Bibelworte: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen"?

Mit diesem Faustprolog enden die grösseren biblischen Motive, die Goethe in ganzen Werken oder zusammenhängenden Scenen nachdichtend, umdichtend, weiterdichtend behandelt hat. Aber es bleiben noch viele kleinere Motive, die gelegentlich in andern Zusammenhängen anklingen, wenn er biblische Anschauungen sich aneignet, biblische Gestalten zeichnet, in Bibelversen, die er auch wohl als Mottos seinen Schöpfungen vorsetzt, ihr Thema wiederfindet. Ihre vollständige Aufzählung ist unmöglich und unnötig. Im Faust allein hat ein Erklärer gegen 50 nachgewiesen. Nur ein paar besonders bezeichnende greife ich heraus. Sein ganzes Schaffen erscheint dem Dichter wohl unter biblischen Bildern.

„Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Tiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, dies Büchlein sich dir"

heisst es in den Epigrammen, und damit nimmt der Dichter die Petrusvision aus der Apostelgeschichte wieder auf, die er schon in seinem Büchelchen von der deutschen Baukunst herangezogen hatte. „Einen seh ich, er sitzt und harfeniert der Verwüstung" lesen wir in den Weissagungen des Bakis. Goethe vergleicht sich dem Jeremias. Und dann im einzelnen! Als er menschlichen Geschlechtern in des Ursprungs Tiefe dringt, dem Geheimnis der Weltentstehung mit des Geistes höchstem Feuerfluge naht, da tritt nichts besseres vor seine Seele als der Bericht aus dem ersten Buch Mosis:

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ewiger Brust,
Ordnet er die erste Stunde
Mit erhabener Schöpfungslust.
Und er sprach das Wort: „Es werde!",
Da erklang ein schmerzlich Ach,
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Davids Seelenstimmungen zeichnet er im sechsten Buch von Wilhelm Meister mit nachfühlendem Verständnis, und auf dessen bekanntes Gebet aus dem 51. Psalm greift der Wahlspruch des Helden zurück: „Grosse Gedanken und ein reines Herz, das ists, was wir von Gott erbitten sollen." Ihm vergleicht er sich selbst, da er 1792 an Herder schreibt: „Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, dass er mich aus dem Schlamm erlöst hat, der mir bis an die Seele ging". Und wie treffend, frei von blinder Lobpreisung und blinderer Verwerfung einer im kirchlichen und weltlichen Lager gleich vorurteilsvollen Geschichtsschreibung schildert er diese Königsgestalt:

David auch durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wusste doch sich loszusprechen:
Einem hab ich recht gehandelt.

Hören wir noch seine Aussagen über Gestalten des Neuen Testaments! Hatte er einst in Strassburg ausgerufen: „Die Evangelien mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht," und hatte er, nach seiner Aussage in Dichtung und Wahrheit, dort schon in solchen Ueberzeugungen die Grundlage seines litterarischen und sittlichen Lebensbaues gefunden, so dichtet er später:

Vom Himmel steigend Jesus bracht
Des Evangeliums ewge Schrift.
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahms wieder mit;
Sie aber hattens gut gefühlt,
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie ers in seinem Sinn behielt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten,
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Unter Beisetzung des Lukaskapitels aber stellt er im Faust die Gestalt des sündigen Weibes hin:

Bei der Liebe, die den Füssen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen liess zum Balsam fliessen,
Trotz des Pharisäerhohnes,
Beim Gefässe, das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder,
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heilgen Glieder.

Aus der Geschichte richtet sich der Blick sehnsuchtsvoll und hoffnungsfroh in die Zukunft. In die Schranken des gegenwärtigen Erdendaseins gebannt, kann er ein anderes Sein, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, sich nicht vorstellen und möchte es doch gern, die Sprache aber in demselben Zwiespalt greift zu Gleichnisworten, deren Unzulänglichkeit sie empfindet und deren eigentlichen Inhalt sie darum in demselben Atemzug verneinen muss. Paulus spricht allerdings nicht ganz in dem eben dargelegten Sinn von Worten, die keine Worte sind, und in die Anführung dieser ῥήματα ἄρρητα des Apostels, die auch ein gleichzeitiger Brief an Herder erwähnt, klingt ein Aufsatz über die Lavaterschen Aussichten in die Ewigkeit aus, den später der Dichter aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen in seine Werke aufnahm. Ganz jener Sinn der unaussprechlichen Worte, die nur ein Gleichnis des Vergänglichen für das Unvergängliche sind, ist es aber, wenn Mignon mitten in ihrem jetzigen Sein der Zeit ihres Werdens entgegenharrt, da keine Kleider, keine Falten den verklärten Leib umgeben, nur dass der Ausdruck von Paulus im Korintherbrief geprägt ist, wie es andrerseits Anschauungen und nach Goethes Wort lallende Gedankenbilder der Propheten sind, wenn der Achtzigjährige ein Weltenzukunftsbild zeichnet:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.

Zum Schluss dieses Abschnittes sei noch ein Hinweis auf diejenigen Werke gestattet, die an sich nicht den geringsten biblischen Inhalt oder Hintergrund haben, oft sogar einen sehr weltlichen, in denen aber doch Goethe rückschauend biblische Gedanken selbst wiederfand. Von zwei unreifen Leipziger Jugenddramen sagt er: „Sie sind, ohne dass ich es mir bewusst gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkt geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort aus: „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf“. Den Entwicklungsgang des Helden in dem Roman „Wilhelm Meister“, der auch, wie Goethe selbst, durch die Gunst des Geschickes und die wohlwollende Teilnahme vornehmer Freunde auf mannigfachen Irrwegen zu einem thätigen Gemeinschaftsleben geführt wird, vergleicht er zweimal mit dem Schicksal Sauls, der auszog seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Das wunderbare Wort Christi aus der Bergpredigt über die Ehe, schreibt er, sei der sehr einfache Text der Wahlverwandtschaften, und seinen naturwissenschaftlichen Abhandlungen setzt er die Worte Hiobs von Gott voran: „Siehe! er geht vor mir über, ehe ichs gewahr werde, und verwandelt sich, ehe ichs merke.“ Noch zweier biblischen Ueberschriften zu einem kurzen Sinngedicht lassen Sie mich gedenken! Als die beiden Freunde im Jahre 1797 gegen litterarische Zustände und Persönlichkeiten ihre Xenien sandten mit dem Befehl:

Fort! ins Land der Philister ihr Füchse, mit brennenden Schwänzen

Und verderbet der Herren reife papierene Saat,

da war einer der am heftigsten Angegriffenen Friedrich Nicolai in Berlin. Der berühmte sich gern seiner Freundschaft mit Lessing, und darauf bezieht sich einer der vielen Stachelverse:

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst Du ein schrecklicher Dorn.

Dieser Vers trug im handschriftlichen Entwurf die leicht verständliche Ueberschrift: „Ecce homo“, dieselben Worte, mit denen 10 Jahre später Napoleon Goethe begrüsste: „Voilà un homme“. Wie aber der Dichter in dieser dem ursprünglichen Sinn gerade entgegengesetzten Anwendung nach seinem Schreiben an Reinhard eine Entweihung empfand, so waren es auch wohl dieselben Erwägungen, die ihn veranlassten, bei dem Druck jenem Xenion die neue Ueberschrift: „Pfahl im Fleisch“ zu geben, womit einst Paulus die Anfälle seiner Krankheit bezeichnet hatte.[1])

Doch das sind Einzelheiten. Mögen sie auch ein litterarisches und persönliches Interesse bieten, der hohen Bedeutung, die Goethe im Gegensatz

[1]) vergl. Xenien 1796 in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 1893, No. 266 und Anmerk. S. 140.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verschieden. Es hat nichts
Sie hatten nicht gleiche Fäl
Doch damit können sich die
Bis zu dem jüngsten Tage

Unter Beisetzung des L
stellt er im Faust die Gest
Weibes hin:

Bei der Liebe, die den Füss
Deines gottverklärten Sohne
Thränen liess zum Balsam f
Trotz des Pharisäerhohnes,
Beim Gefässe, das so reichli
Tropfte Wohlgeruch herniede
Bei den Locken, die so wei
Trockneten die heilgen Glie

Aus der Geschichte rich
sehnsuchtsvoll und hoffnungsfrol
In die Schranken des gegenwärti
gebannt, kann er ein anderes S
gesehen, kein Ohr gehört hat, si
und möchte es doch gern, die
demselben Zwiespalt greift zu
deren Unzulänglichkeit sie emp
eigentlichen Inhalt sie darum in
zug verneinen muss. Paulus
nicht ganz in dem eben darge
Worten, die keine Worte sind,
führung dieser ῥήματα ἄρρητα des
ein gleichzeitiger Brief an Herd
ein Aufsatz über die Lavatersch
die Ewigkeit aus, den später de
Frankfurter gelehrten Anzeigen
aufnahm. Ganz jener Sinn der
Worte, die nur ein Gleichnis d
für das Unvergängliche sind, ist
Mignon mitten in ihrem jetzige
ihres Werdens entgegenharrt, d
keine Falten den verklärten Lei
dass der Ausdruck von Paulus i
geprägt ist, wie es andrerseits A
nach Goethes Wort lallende Ge
Propheten sind, wenn der A
Weltenzukunftsbild zeichnet:

Denn der Ew'ge herrscht a
Ueber Meere herrscht sein
Löwen sollen Lämmer wer
Und die Welle schwankt z

Zum Schluss dieses Abschnit
Hinweis auf diejenigen Werke g
sich nicht den geringsten biblisc
Hintergrund haben, oft sogar eine
in denen aber doch Goethe rücks
Gedanken selbst wiederfand. Vo

dramen sagt er: „Sie sind, ohne
bewusst gewesen wäre, in einem
spunkt geschrieben. Sie deuten
htige Duldung bei moralischer
sprechen in etwas herben und
nes höchst christliche Wort aus:
Sünde fühlt, der hebe den ersten
n Entwicklungsgang des Helden
„Wilhelm Meister", der auch, wie
urch die Gunst des Geschickes
ende Teilnahme vornehmer Freunde
n Irrwegen zu einem thätigen
en geführt wird, vergleicht er
m Schicksal Sauls, der auszog
selinnen zu suchen und ein König-
s wunderbare Wort Christi aus
über die Ehe, schreibt er, sei
Text der Wahlverwandtschaften,
rwissenschaftlichen Abhandlungen
te Hiobs von Gott voran: „Siehe!
über, ehe ichs gewahr werde,
sich, ehe ichs merke." Noch
Ueberschriften zu einem kurzen
n Sie mich gedenken! Als die
im Jahre 1797 gegen litterarische
rsönlichkeiten ihre Xenien sandten

nd der Philister ihr Füchse, mit
brennenden Schwänzen
t der Herren reife papierene Saat,
ler am heftigsten Angegriffenen
in Berlin. Der berühmte sich
ndschaft mit Lessing, und darauf
r der vielen Stachelverse:
g nur nicht, der Gute hat vieles
gelitten,
Märtyrers Kranz warst Du ein
schrecklicher Dorn.

r im handschriftlichen Entwurf
tändliche Ueberschrift: „Ecce
n Worte, mit denen 10 Jahre
Goethe begrüsste: „Voilà un
ber der Dichter in dieser dem
nn gerade entgegengesetzten An-
inem Schreiben an Reinhard eine
and, so waren es auch wohl die-
en, die ihn veranlassten, bei dem
on die neue Ueberschrift: „Pfahl
u geben, womit einst Paulus
Krankheit bezeichnet hatte.[1])
d Einzelheiten. Mögen sie auch
und persönliches Interesse bieten,
ung, die Goethe im Gegensatz

[1]) vergl. Xenien 1796 in den Schriften der Goethe-Gesellschaft 1896, No. 266 und Anmerk. S. 140.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zu andern Werken der Bibel beimisst, entsprechen sie nicht ganz. „Jene grosse Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem inneren Wert. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, seine Geschichte an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen bis in die entferntesten Regionen der äussersten Ewigkeit hinausführt", so schreibt der Greis in dem geschichtlichen Teil seiner Farbenlehre, und etwas früher heisst es in einem seiner Aufsätze: „Dass wir die Bibel näher fühlen als irgend ein anderes Dokument des Altertums, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Litteraturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten". Darum möchte ich denn auch in vorgerückter Stunde enden mit dem Hinweis auf einzelne Stellen, in denen bewusst und unbewusst sich des Dichters Anschauungen über Glauben und höchste Sittlichkeit mit Gedanken des Neuen Testaments begegnen. Der Gründer des Christentums und der Apostel, der ihm sein geschichtliches Gepräge gegeben, Paulus von Tarsus, kommen hier in Betracht. Vergleicht Goethe am Schluss der Reformationskantate alle Menschen in ihrem strebenden Sichbemühen mit den heiligen Dreikönigen, Lieblingsgestalten seiner Einbildungskraft:

„Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele",

so schrieb er von sich selbst zum Weihnachtsfeste 1814 bei der Uebersendung seines Bildes an Sulpiz Boisserée:

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heilgem Dreikönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der ostenher
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Wir aber erinnern uns nur daran, dass Christus sich selbst dem Abendrot verglichen, das einen heitern, sonnigen Tag verkündet, und dass ihm eine ehrliche Lästerung des Menschensohnes vergebbarer dünkte als ein unwahrhaftiges und unfruchtbares Herrsagen, und wer möchte es da wagen, dem weltfrohen und thatkräftigen Manne, der sich dagegen auflehnte, dass der Gotteserde lichter Saal zum Jammerthal verdüstert werde, jenen Anspruch auf Nachfolge Christi zu bestreiten? Wer die Parabel vom verlornen Sohn als eine der schönsten im ganzen Evangelium ansah, wer den Gott und die Bajadere dichtete, wer sein grosses Drama vom strebenden und darum irrenden Menschen ausklingen liess in die von oben her teilnehmende Liebe und, nach einem Wort zu Eckermann, darin den Schlüssel des ganzen Faust fand, dass wir nicht nur durch eigne Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade, — der hatte auch Verständnis für die negative Seite der christlichen Verkündigung, die aber eben doch nur eine Seite ist. Wohl, er hat sich auch einmal einen dezidierten Nichtchristen genannt und gegen Ende seines Lebens vielleicht den einzigen Christen im Sinne Jesu, aber diese Aeusserungen, gefallen im Kampfe gegen widerstrebende und ausschliessende Richtungen, sind für den das Wesen erfassenden Blick nicht so widerspruchsvoll bei dem, der zu keiner Innung gehören mochte. Er wollte, dass man ihm von seiner Gesinnung nur dies eine ins Ewige nachsende, dass er Liebhaber bis ans Ende blieb, und warnte davor, einen lebendigen Leib an das von Holz tüchtig gezimmerte Kreuz zu schlagen. Sollten wir aber trotz jenes Wortes es wagen wollen, dies reiche und bewegte Leben in seiner Stellung zu Christus auf einen Ausdruck zu bringen, so wüsste ich mit Beziehung auf jene Selbtbezeichnung keinen besseren als den des Epheserbriefes: „Er gehörte zu denen, die da lieb haben unsern Herrn Jesum Christum". Selbst in der Zeit, wo er selber wohl meinte, frech geworden zu sein, sagt er, die Götter, und nicht die Götter allein, wüssten, dass er auch fromm sei und treu; und einem Lavater gegenüber will er zwar als dezidierter Nichtchrist, aber nicht als Widerchrist und Unchrist gelten. Wollen wir da nicht des Wortes gedenken: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich"? „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist", heisst es in der Bibel, und Goethe dichtet:

Führt doch durch des Lebens Thor,
traun, so manche Gleise,
Ziehn wir einst im Engelchor,
gehts nach einer Weise.

Noch enger aber lehnt er sich an den bekannten Ausspruch Christi an, wenn er an den Grafen Bernstorff schreibt: „In meines Vaters Hause sind viele Provinzen". Nur eins wird von allen gefordert: Selbstverleugnung, um sein eigentliches, höheres Selbst zu gewinnen. Wie Christus sagt: „Wer sein Leben gewinnt, der verliert es, wer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es verliert, der gewinnt das Leben", so lesen wir in Goethes Prosasprüchen in etwas andrer Wendung denselben Gedanken, dass wir unsere Existenz aufgeben sollen, um zu existieren; und in dem Gedicht „Selige Sehnsucht" verkündet er den von der Menge gleich verhöhnten, dem Leser des Johannesevangeliums aus Jesu Abschiedsreden vertrauten Satz:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Wie kommt es aber zu diesem immerwährenden Sterben und Leben? Durch stilles Thun und Handeln, — durch stetes demütiges Streben nach dem nie erreichten Vollkommnen, — durch den freien Gehorsam, — durch warme, weitherzige Nächstenliebe. Das dünken uns landläufige biblische Sätze zu sein, das sind aber auch die letzten Antworten Goethes auf die menschliche Grundfrage. Er sagt selber einmal:

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern,

doch wenn er in den Sprüchen zu Keplers Wort: „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeussern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermassen gewahr zu werden", — wenn er also zu diesem Wort bemerkt: „Der edle Mann fühlte sich nicht bewusst, dass eben in diesem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauster Verbindung stand", so dürfen wir das bei solcher Frage auch ihm gegenüber anwenden. Darf ich noch kurz die Beweise anführen?

Christus meinte, das Thun seiner Lehre sei der Weg zum Glauben an ihn, wie das Thun des göttlichen Willens der Beweis und der Wertmesser der Frömmigkeit, und in unzähligen Wendungen tönt uns bei Goethe die Forderung entgegen: „Und Dein Leben sei die That"; das Selbstzeugnis des Herrn aber bei Johannes wird ihm zur Mahnung:

Noch ist es Tag; da rühre sich der Mann;
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann. —

Für das Wandeln des Menschen ferner am Erdentag stellt er die Regel auf:

Im Weiterschreiten find er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!,

in den Sprüchen aber lesen wir: „Vollkommenheit ist die Norm des Himmels, Vollkommenes wollen die Norm des Menschen" und fühlen uns an den Gedanken des Paulus gemahnt: „So viele unser vollkommen sind, lasst uns dem Vollkommnen nachjagen". — Derselbe Apostel aber, den der Dichter, selbst ein Kämpfer, am liebsten als „Ritter brav" sich vorstellen mochte, hat im Römerbrief das Wort von der Gebundenheit in der Freiheit gesprochen, während bei Goethe Iphigenie bekennt, dass sie folgsam immer ihre Seele am schönsten frei fühle. Dem Sinn nach eng verwandt, „nur mit ein Bisschen andern Worten", heisst es in den Prosasprüchen: „Wagt es einer sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei", und ein Festspiel verkündet:

Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt. —

Zuletzt noch: wieder Paulus, der Kämpfer und Ritter, der im Galaterbrief zufährt und mit Keulen drein schlägt, so dass Goethe ihn im Ewigen Juden einen Polterer nennen mochte, hat im Korintherbrief jenes hohe Lied der Liebe gesungen, das der Dichter so gern anführte; ein andres schönes Wort aber aus demselben Brief: „Wer etwas weiss, weiss noch nicht, wie er wissen soll" erweitert er unter Hineinziehung Johanneischer Gedanken zu dem Divanliede, mit dem ich schliesse:

Märkte reizen Dich zum Kauf;
Doch das Wissen blähet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet, wie die Lieb erbaut.
Bist Du Tag und Nacht beflissen,
Viel zu hören, viel zu wissen,
Horch an einer andern Thüre,
Wie zu wissen sich gebühre!
Soll das Rechte zu dir ein,
Fühl in Gott was Rechts zu sein!
Wer von reiner Lieb entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf